

Lob des Nebels

Autor(en): **Zinniker, Otto**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **59 (1955-1956)**

Heft 4

PDF erstellt am: **13.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-664477>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

L O B D E S N E B E L S

Der Mensch altert von dem Augenblick an, da er Wind und Regen, Schnee und Nebel zu erwünschen beginnt. Wenn es nach dieser Weisheit geht, dann bleibe ich noch lange jung. Denn ich bringe allen Stimmungen und Veränderungen der Landschaft im Rhythmus des Jahres eine fast mystische Liebe entgegen. Schönes und schlechtes Wetter: wo besteht da ein Unterschied? Ob Sonnenschein oder Niederschlag, es gibt nur ein einziges, es gibt nur ein gutes, ein göttliches Wetter. Gut und göttlich, weil das Wetter mit all seinen Uebergängen und Schattierungen nicht nur für die Menschen und Tiere, sondern auch für das Wachstum der Wiesen, für die Entfaltung der Bäume, für den Schutz der in die Erde gestreuten Samenkörner, für den Winterschlaf der Natur gemacht wird.

Wind, Regen, Schnee und Nebel — klingt das nicht wie der Bogenstrich über die vier Saiten einer Geige? Wer lauscht nicht mit angehaltenem Atem dem Wehen des Windes, das wie sanftes Streichen über eben erblühte Blumen beginnt, zum Crescendo überspringt, dann wie hungrige Tiere um die Hausecken winselt und sich in ächzende Wipfel wirft? Und wer lauscht nicht seltsam berührt dem Rinnen und Rauschen des Regens, dem schweren Tropfenfall von den Blättern dem Prallen und Trommeln am Fenster? Und nach welcher Reinheit duftet der frischgefallene Schnee am Dezembertag, wenn die abgeräumten Wiesen und Gärten mit feinem Linnen überzogen sind und die Erde kristallen zu leuchten beginnt. Wir kerben unsere Spur in das zauberhafte Weiss, und auf den ersten hundert, zweihundert Schritten ist es, als sei seit Menschengedenken noch niemand diesen Weg gegangen. Und dann der Nebel, der weiche, wattige Nebel, der die Welt auf *eine* Note stimmt, alles Laute umfängt und in seinen Armen zur Ruhe bringt.

Ich freue mich des Wanderns zu allen Jahreszeiten; des Wanderns durch den erwachenden

Fühling, wenn das erste Grün wie zarter Staub auf den Zweigen liegt; des Wanderns durch den hohen heissen Sommer, durch den klaren, milden Herbst und durch den strahlenden Winter; aber am meisten freue ich mich des Wanderns durch den Nebel. Ich liebe den Nebel wie sonst nicht viele Dinge auf Erden. Ich liebe ihn und bewahre ihm Treue bis zum letzten Tage. Ich liebe ihn, weil er das Element ist, in welchem ich mich selber weiss und spüre. Ich liebe ihn, weil er Andacht und Sehnsucht in mir auslöst, wie das Antlitz einer schönen Frau, wie das Lächeln eines Kindes, wie das Ragen eines Berges, wie das Werk eines Meisters. Wenn im Spätherbst der Nebel kommt, dann brechen für mich die Tage an, da ich mich nach innen wende und wahrhaft zu leben beginne. Es sind Tage der Reife, des Friedens und des Eingordnetseins in die grossen Gesetze. Der Nebel ist für mich das Gleichnis für Besinnung und innere Sammlung. Meine Nerven leben von seiner einhüllenden Stille, von seinem Lockenden und Heimlichen, von seinem Schweben und Weben. Mich fesselte die Auflösung der Linien und Flächen, des Lichtes und der Farben in seinen gleichmässig dichten Schleiern. Wenn es den Nebel nicht gäbe, dann wäre die grösste Lust, die tiefste Wonne und Beglückung von meinem Dasein genommen.

Eine Strasse im Nebel: welcher Anblick! Sie führt in dämmernde, uferlose, ungeahnte Fernen. Das ist der Sinn jeder Strasse, jedes Weges, jedes Pfades. Wir wissen nicht, was die nächste Biegung offenbart; wir wissen nicht, was morgen, übermorgen oder in einer Woche sein wird. Das Merkwürdige geschieht im Nebel, dass die Landschaft sich weitet und die Gegenstände von uns wegrücken, obschon der Himmel tiefer über der Erde steht. Nachbarn, die mit tastenden Blicken aus dem Nebel auftauchen, grusslos vorüberhuschen und verschwinden, sind ohne Bezug zu uns, sind wie Schelmen und gespenstische Wesen einer andern Welt. Eine grosse Einsamkeit senkt sich wohlthätig auf uns herab, löst uns von allem und jedem und stellt uns auf unsere eigenen Gedanken. Es ist, als würde ein Vorhang vor das eintönige Sandgeriesel des Alltags gehängt; es ist, als fange man erst jetzt an zu leben und zu wirken, als sei man ganz wach und im Innersten daheim.

Ein Baum oder ein Haus im Nebel, wie schön, wie geheimnisvoll ist das! Für die Menschen der aufgeklärten, nüchternen Gegenwart, die nicht

mehr mit der Seele und sehenden Augen schauen, hat der Nebel seinen Reiz verloren; aber eine vergangene Welt hat den spukhaften Zauber, das Treiben von Riesen und Unholden im tückischen Moor, im knisternden Röhricht und in der weglosen, grauen Heide in unvergesslichen Dichtungen eingefangen.

Wenn die Atmosphäre des Spätherbstes aus dem Gegensatz von warm und kalt feines Gewebe zu spinnen beginnt, dann zieht es mich unwiderstehlich hinaus. Im garnigen Grau, das alles Laute und Grelle dämpft, höre ich mich von tröstlichen Stimmen anrufen. Während ich gehe und kaum drei Meter vor mich hinsehe, befinde ich mich auf der Heimkehr zu den inneren Bezirken, auf der Einkehr bei Dingen, die mir in einer brüchig gewordenen Welt unversehrt und heilig geblieben sind. Eine stille Feierlichkeit kommt über mich, und immer ist es, als stände solch ein Nebeltag unter einem festlichen Zeichen. Statt mich eingengt und bedrückt zu fühlen, weitert sich die Seele und schwingt sich wie auf den Flügeln eines frohen Liedes in die Ferne. Ich denke an die Jugendzeit im Heimatdorf, wo wir im Herbst das Vieh auf die Weide trieben, Runkeln und Rüben ausgruben und in dünnen Kartoffelstauden ein Feuer entfachten, dessen Rauch sich mit dem grauen Weben über den Matten zärtlich vermischte. Und immer sehe ich dann meine Geschwister und unsern schrulligen Verdingknecht,

der am Sonntag in alten Kalendern las und längst vor dem Grafen Zeppelin von lenkbaren Luftschiffen träumte; ich sehe Schulkameraden und Gestalten, die ich in der Erinnerung behalte, obwohl manche dahingegangen sind.

Gestern streifte ich auf meiner Wanderung durch den Nebel rund um die Stadt und freute mich an unscheinbaren Kleinigkeiten. Hinter dem Güterbahnhof standen einzeln und in Gruppen die grünen Wagen der Schausteller, Komödianten und Artisten, die dort jeden Winter auf die warme Jahreszeit und die Ausfahrt in die Welt hinaus warten. Wäsche hing vor den winzigen Fenstern an Schnüren zum Trocknen aus: geflickte weisse Laken, rosige Höschen, blaue Hemden und Schürzen, die in buntem Farbenspiel leise flatterten, als ob sie winken wollten.

Später wirbelten in einer Allee tausend und aber tausend kleine Rauhreifflöckchen von den Aesten, setzten sich als zierliche Sterne auf Schultern und Arme und dufteten herrlich nach Kälte. Sie waren wie die Blütenblätter der Kirschbäume, die der Wind von den Zweigen schüttelt. Ich fühlte mich geborgen in meinem Mantel, und das Blut pulste mir in den heißen Wangen. Eine vereinsamte Saatkrähe sass auf einem Weidenstrunk am Bachrand und schaute sinnend in das langsame Ziehen des Wassers; plötzlich drehte sie den Kopf, hob die Schösse ihres schwarzen Frackes und schwang sich davon.

Otto Zinniker

V E R E I N S A M T

Vereinsamt steh' ich da.
Die Welt ist leer.
Was einst an Glück geschah,
Geschieht nicht mehr.

Ich möcht' noch einmal ganz
Im Lichte gehn
Und allen Jugendglanz
Von innen sehn.

Ich möcht' noch einmal so
Wie einst als Kind
Die Menschen rufen froh,
Die nicht mehr sind.

Ich möcht' von deinem Arm
In Frost und Pein
Noch einmal wohl und warm
Gehalten sein.

Das Leben flieht dahin
Wie Windeswehn;
Noch eben wars Beginn,
Schon ists Vergehn.

Vereinsamt steh' ich da.
Die Welt ist leer.
Was einst an Glück geschah,
Geschieht nicht mehr.